



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Adolf: Friedrich Hölderlin

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Friedrich Hölderlin

Von Adolf Stern



n wenigen Jahren erfüllt sich ein Jahrhundert, seit Schillers schwäbischer Landsmann und Schüler, Friedrich Hölderlin, jenen tief elegischen lyrischen Roman herausgab, in dessen Schlußbriefen die bitterste Verurteilung enthalten war, die deutscher Idealismus jemals über das eigne Volk verhängt hat, den Hyperion. „Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gefesselte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt? Deine Deutschen bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist auch bei ihnen so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volke!“ Wenn Hölderlin zu Ausgang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts so empfand und urteilte, wie müßte er erst heute fühlen, wie würde er heute urteilen, heute, wo wir mehr als je „jede Kraft ersticken, die nicht zum Titel paßt,“ mehr als je „mit larger Angst, buchstäblich heuchlerisch“ nur sind, was wir heißen, wo das „Fach“ in ganz anderer Weise als vor hundert Jahren den Menschen verschlingt, und wo der Fluch nahezu erfüllt scheint, den schon Hyperion über den Deutschen schweben sieht, daß „bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und übervoll von kalter, stummer Zwietracht“ ist, und daß „der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs, und alle Götter fliehn.“ Wie eine düstre Prophezeiung unsrer eignen Tage erklingen diese Klagen Hyperion-Hölderlins.

Es ist freilich leicht zu sagen, daß in ihnen der Wahnsinn, der den Dichter wenige Jahre später umnachtete, seine Schatten bereits vorausgeworfen

habe; ebenso nahe liegt die Erwiderung, daß der tiefe Seelenschmerz, den Hölderlin aus der Betrachtung und Erkenntnis der ihn umgebenden Wirklichkeit schöpfte, die wahre Ursache seiner spätern Geisteskrankheit geworden sei. Doch ist es müßig und unerlaubt, mit psychischen Vorgängen der Vergangenheit, die trotz allen aufgewandten Scharfsinns nie völlig erhellt worden sind, zu tendenziösen Zwecken von heute zu spielen; gewiß bleibt, daß eine Erscheinung wie die Hölderlins in unserm Zeitalter — wenn sie überhaupt möglich wäre — noch tausendmal fremdartiger und unverständner sein würde, als sie selbst am Wendepunkte des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Wie fremd, wie gleichgiltig, läßt sich an der Vergessenheit messen, in die Hölderlins wunderbare, aus dem Innersten einer schönheitsstrunknen Natur gequollene Lyrik gesunken ist. Verschwindend klein ist die Zahl derer, die mit Hölderlin geschwärmt und die selige Empfindung geteilt haben:

Noch lächelt unveraltet  
Das Bild der Erde dir,  
Der Gott der Jugend waltet  
Noch über dir und mir!

die das tiefste Leid und die edelste Resignation in „Menons Klage um Diotima“ in ihrer goldklaren Reinheit auf sich haben wirken lassen. In eben dem Maße aber, wie Hölderlins lebendige Dichtung dem Geschlecht von heute entrückt ist, und wie nur einzelne melodische und ergreifende Laute seiner Lyrik noch im Gedächtnis und auf den Lippen weniger leben, hat die Litteraturgeschichte von ihm Besitz ergriffen. Derselbe Dichter, mit dessen Namen die Mehrzahl unsrer Gebildeten nur noch eine undeutliche Vorstellung verbindet, hat einen liebevollen Biographen, einen sorgfältigen Sammler seiner Briefe gefunden und ist in die Reihe derer eingerückt, denen die „Forschung“ ihre Beachtung zu teil werden läßt. Das vielgebrauchte Bild von der lebendig sprossenden und von der ins Herbarium gepreßten Blume trifft bekanntlich auf die litterarhistorische Besitznahme von einem Dichter nicht völlig zu: Goethes Dichtung hat nichts von ihrem frischen Duft verloren, obwohl wir bereits bis zur Zählung gewisser Wörter in seiner Lyrik, zur Publikation und ernsthaften Besprechung der Weinbestellungen und Waschzettel des alten Geheimrats gediehen sind. Aber unleugbar steht in weiten Kreisen des Publikums die biographische und kritische Darstellung in einem unerquicklichen Mißverhältnis namentlich zur poetischen Produktion. Sinn und Zweck großer Monographien, wenn sie über die engsten Kreise der Fachgenossen hinauswirken sollen, kann doch nur sein, ihre Leser für die dargestellte Erscheinung, für deren innersten Kern zu gewinnen, und was sollen am Ende Dichterbographen, die fast für alle ihre Leser Grund und Vorwand abgeben, sich mit dem Kern eines Dichterlebens, seinem poetischen Schaffen fernerhin nicht

zu befragen? Wer liest Spittas Bach zu dem Endzweck, keinen Ton des Leipziger Altmeisters mehr zu hören, wer Justis Belasquez mit dem Vorsatze, fernerhin die Bilder des spanischen Meisters in allen Galerien unbesehen zu lassen? Aber wie viele nehmen ein Buch wie: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin von C. T. Lizmann. (Berlin, Wilhelm Herz) mit der bestimmten Absicht zur Hand, sich daraus über einen so wunderlichen Heiligen zu unterrichten, womöglich einigen Klatsch über das Verhältnis des Dichters zu seiner „Diotima“ zu schöpfen und damit den schwäbischen Magister für immer abzuthun! Wie viele und doch wie wenige und in gewisser Beziehung noch zu lobende, gegenüber den Hunderttausenden von angeblich „Gebildeten,“ für die Hölderlin nie gelebt und gedichtet hat! Für die große Mehrzahl unserer öffentlichen „Organe,“ auch derer, die sich ständig mit Litteratur befassen, ist ein Buch wie das Lizmannsche gar nicht vorhanden, und eine Minderzahl begnügt sich damit, zu registriren, daß der Dichter in einer vortrefflichen, aus dem besten Material gezimmerten Lebensgeschichte eingefahrt liegt und dort einer fröhlichen Urständ harren mag, bis — ja bis wann? Vielleicht bis zu dem Zeitpunkte, wo zur Abwechslung der poetische Idealismus wieder einmal so einseitig und sinnlos gepriesen werden wird wie heute der Realismus und alles, was man Wirklichkeit zu nennen beliebt. „Auf nichts versteht sich die liebe Menschheit schlechter, als am rechten Punkte einzuhalten“ (D. F. Strauß), und so kann es wohl kommen, daß man eines schönen Tages mit den Ausartungen realistischer Poesie alles objektive Leben und die Natur selbst über Bord wirft und dann mit der ausschließlichen Lobpreisung der Dichter von Hölderlins Art genau ebenso im Unrecht sein wird, wie mit der gegenwärtigen Nichtachtung.

Wäre es wahr, daß den Dichter verstehe, wer in Dichters Lande geht, wer teil nimmt an der Entwicklung einer poetischen Natur, so würde Lizmanns Buch (das von seinem Sohne, dem Litteraturhistoriker Berthold Lizmann, nach dem Tode des greisen Verfassers herausgegeben, nicht von dem Sohne verfaßt ist) bei gar vielen Lesern Verständnis für Hölderlins von dem Odem der Sehnsucht nach reiner Menschlichkeit umhauchte Gestalt wecken. Denn sie ist ein Buch, das im spätern Alter seines Verfassers geschrieben, Begeisterung, Liebe und geistige Vertiefung eines ganzen Lebens in sich einschließt. „Ich war fast noch ein Knabe,“ heißt es im Vorwort, „als ich in einer Zeitschrift — ich meine, es war das Morgenblatt — zum erstenmale etwas über Hölderlin las. Unter den mitgeteilten Gedichten befand sich ein in der Zeit des Irrsinns entstandnes, welches einen besonders tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich es nicht vergessen konnte:

Mit gelben Blumen hänget  
Und voll mit wilden Rosen  
Das Land in den See u. s. w.

Meine Phantasie dachte sich den unglücklichen Dichter in einem einsamen in den See hinaus gebauten Turme, traurigen Blickes hinstarrend auf die öde Wasserfläche zu seinen Füßen. Erst später lernte ich die Gedichte aus seinen gefunden Tagen kennen, deren Gedankeninhalt verwandte Saiten in mir berührte. In ihrer Form, deren strenge Schönheit sie griechischen Marmorbildern vergleichen läßt, verbunden mit dem ganzen Zauber musikalischen Wohllautes, dessen unfre Sprache fähig ist, scheinen sie noch heute mir das vollendetste zu sein, was auf diesem begrenzten Gebiete geschaffen ist. Zugleich erfuhr ich einiges nähere über sein tragisches Schicksal. Und nie ist seine Gestalt ganz wieder meinem Sinn entschwunden, in kürzern oder längern Zwischenräumen kehrten meine Gedanken immer wieder zu ihr zurück. Als ich dann durch meinen ärztlichen Beruf mit den Nachseiten des menschlichen Geistes- und Gemütslebens vertrauter wurde, gewann Hölderlins trauriges Los ein neues Interesse für mich, und ich fing an, mich mit der Entstehung seiner Krankheit und den Ursachen, welche den frühen Untergang dieser reich begabten Natur verschuldet hatten, zu beschäftigen. Doch reifte erst spät in mir der Plan, von diesem Standpunkte aus das Leben des Dichters zu schildern.“ Wie aus dem Bericht Berthold Vizmanns hervorgeht, hat der Verfasser, nachdem er jahrzehntelang für seinen Zweck gesammelt und vorgearbeitet hatte, erst in seinem siebenzigsten Lebensjahr mit der Ausarbeitung der Biographie begonnen und ist dann glücklich genug gewesen, diese seine Lieblingsarbeit zu vollenden und den Beginn des Drucks noch zu erleben. Eine bloß um des interessanten Materials willen unternommene Arbeit war hier in keinem Falle zu befürchten, die lebendige Hingebung an den Dichter ist Seele und Odem des Buches.

Gleich seinem erlauchten Landsmann und Gönner Schiller war auch Hölderlin auf dem Boden Altwürttembergs, des Herzogtums der Ulrich und Christoph, und unter der Regierung des despotischen Karl, Schubart-Schillerschen Ungedenkens, geboren (am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar). Elf Jahre jünger als Schiller, erzogen als der Sohn einer jungen Witwe, die auch ihren zweiten Gatten in ihrem einunddreißigsten Lebensjahre verlor, hatte Hölderlin in früher Jugend nicht, wie Schiller, die rauhe Unbill der Verhältnisse, sondern die Behmut des Lebens kennen lernen. Vizmann meint, „Friedrich Hölderlin war ein phantasiereicher Knabe mit einem weichen Herzen. So wird es mit Recht als ein Unglück für ihn bezeichnet, daß auch der zweite Vater ihm so früh entrisen wurde und seine Erziehung allein weiblichen Händen anvertraut blieb. Das Gegengewicht, dessen seine Natur bedurft hätte, fand er bei der zärtlichen Mutter und Großmutter nicht.“

Die Bildung, die der Knabe zunächst durch die lateinische Schule in Nürtingen (unter der Leitung des Präzeptors M. Kraß), dann in der niedern Klosterschule zu Denkendorf und der höhern zu Maulbronn empfing, entsprach

völlig altwürttembergischem Herkommen, und dasselbe Herkommen führte den Jüngling in das Tübinger theologische Stift und stellte ihm die künftige Schul- und Pfarrstelle in Aussicht. Selbst die dereinstige Frau Pfarrerin war schon gefunden: eine Schülerliebe zu Luise Mast, der Tochter des Klosterverwalters von Maulbronn, wurde erwidert und führte zu einer Art von Verlobung. Und doch war Hölderlin innerlich bereits von der ganzen Welt, in der er lebte und der seine Zukunft gehören sollte, getrennt. Nicht weil er bei seinem Studium griechische Sprache und Dichtung bevorzugte — gar viele Tübinger Stiftler und schwäbische Magister waren „tüchtige Griechen“ —, sondern weil jene Stimmung, der Schiller in dem Gedicht „Die Götter Griechenlands“ Ausdruck gab, in der Seele des jungen Musensohnes wohnte, noch ehe der frühbewunderte Landsmann gesungen hatte: „Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.“ Ein früher Ehrgeiz, sich als Dichter auszuzeichnen und, wenn er dies nicht vermöchte, sich selbst gleichsam aufzugeben, gesellte sich dem frühempfundenen und namentlich auf Platons Schriften unablässig genährten Enthusiasmus für die schönheitsvolle hellenische Welt und der immer wachsenden Abneigung gegen die „Entartung neueres Barbartums,“ wie sich der Pfarrer in Bossens „Luise“ ausdrückt. Seine innersten Wünsche verriet er wenige Jahre nach Beginn seiner Universitätsstudien, wo er (1797) an seine Schwester schrieb: „Um mich werd' ich immer weniger besorgt, wenn ich der Zukunft denke, denn täglich werde ich mehr überzeugt, daß kein Mensch leicht durch gute Tage übermütiger, durch schmale Kost aus der Hand des Glücks hingegen bräver wird, als ich. Und da ist mein höchster Wunsch, in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben und Bücher schreiben zu können, ohne dabei zu hungern.“

Daß Hölderlin hierbei an etwas anderes dachte als an ein Berufsschriftstellertum im heutigen Sinne oder selbst im Sinne Lessings, braucht kaum gesagt zu werden, und daß er voraussah, daß er auch das mäßige Vermögen nicht besitzen würde, das zu dieser ersehnten Führung seines Lebens gehört hätte, erfüllte ihn mit Trauer. Er wußte auch zu Zeiten recht wohl, daß in der Heimat und in der Stille einer württembergischen Landpfarre seine Träume nicht zum Leben reifen könnten, und dachte wohl daran, die Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen, fügte sich aber alsbald wieder den Wünschen der Mutter, die ihn bat, im Stift auszuhalten: „Ich habe mich entschlossen, von nun an in der Lage zu bleiben, in der ich bin. Der Gedanke, Ihnen unruhige Stunden zu machen, die ungewisse Zukunft, die Vorwürfe, die ich von denen lieben Meinigen verdiente, und die ich mich (!) in redlichem Maße selbst machen würde, wenn mich die Hoffnung getäuscht hätte, der Rat meiner Freunde, das ekle Studium der Juristerei, die Allfanzereien, denen ich mich beim Advokatenleben ausgesetzt hätte, und von der andern Seite die Freuden einer ruhigen Pfarre, die Hoffnung auf gewisse baldere Bedienstungen, die

Vorstellung, den Seinigen zu lieb ein Sährchen hindurch bei Beschwerlichkeiten gleichgiltig zu sein und über Narrheiten zu lachen, all dies bewog mich, endlich Ihnen, liebe Mama, zu folgen. Elternrat beruhigt immerhin. Geh es, wie es will, hab ich doch diesen Trost."

Der Biograph hat sicher Recht, wenn er diese Flüssigkeit des jungen Mannes auf die Liebe zu den Seinigen, das innige Verwachsensein mit der Familie zurückführt. Gleichwohl dürfte ihr noch etwas andres zu Grunde gelegen haben: die gefährliche völlige Gleichgiltigkeit gegen jedes Schicksal, das ihm im gewöhnlichen Gang der Dinge etwa blühen konnte. Wie er sich durch die Schönheit seiner leiblichen Erscheinung von der großen Mehrzahl seiner Landsleute und Kommilitonen unterschied („seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höhern in seinem ganzen Wesen sind mir immer gegenwärtig geblieben," heißt es in Kehnues Erinnerungen) — so lebte in seiner Seele ein Schönheitsbedürfnis, ein lechzendes Verlangen nach innerer Harmonie und seligem Frieden des Daseins, denen gegenüber alle Zustände seiner Zeit und Umgebung hoffnungslos und drückend erschienen. Im Vergleich zu der Hoffnung, daß Begeisterung mit allmächtigen Wonnen, in goldnen Wolken den Frühling der Völker erneuern, das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen werde (Hyperion), war freilich jede Möglichkeit, die einem Tübinger Magister offen stand, bedeutungslos, die eine ausgenommen, in poetischer Vertiefung und Kraft für die raschere Verwirklichung des goldnen Traums zu wirken. In der That ist die Sehnsucht nach dichterischer Ausbildung und Bethätigung der rote Faden, der sich durch Hölderlins Jugend- und Universitätszeit hindurchzieht. Die unwirklichen Träume waren seine Wirklichkeit, neben der die Realitäten seines Lebens unwirklich wurden.

Im Jahre 1790 erwarb er den Magistergrad und schrieb seiner Mutter, nachdem er ihr die Kosten dieser akademischen Promotion berechnet hatte: „Freilich ist's ärgerlich, da die ganze Sache so unnütz ist. Meinewegen könnten alle Magisters und Doctors Titel, samt hochgelahrt und hochgeboren in Morea sein." Er zitterte förmlich vor dem, was die Mehrzahl der Studierenden ersehnt, vor einer frühen Versorgung, und zog jede Hauslehrerstellung, der sich leicht wieder entziehen ließ, und die wenigstens die Möglichkeit eines völligen Umschwungs seines Schicksals in sich einschloß, den Anerbietungen des Stuttgarter Konsistoriums zu einem Vikariat vor; er fragte sich selbst in einem Briefe an seine Mutter: „Ist es Glück oder Unglück, daß mir die Natur diesen unüberwindlichen Trieb gab, die Kräfte in mir immer mehr und mehr auszubilden?" Er wußte bereits, als er im Jahre 1793 durch Schillers Vermittelung als Hofmeister in das Haus Charlottes von Kalb gerufen wurde, daß die Ausbildung seiner Kräfte, vor allem der poetischen, sein einziges Ziel

bleiben und jedes andre nur äußerlich und zufällig von ihm erreicht werden würde. Und obwohl er pietätvoll und weichherzig fortfuhr, zu Mutter, Schwester und Bruder in der Sprache zu reden, die sie verstanden, sich ihnen als ein Mensch darzustellen, um dessen Zukunft sie nicht allzuschwere Sorgen zu hegen brauchten („es ist, wie ich glaube, weder Unbescheidenheit noch Träumerei, wenn ich für mein Wesen, soweit ich seine Bedürfnisse kenne, für jetzt noch eine Lage notwendig halte, in der ich mehr Möglichkeit vor mir sehe, an mannichfaltigen Gegenständen, ohne die Einschränkungen eines fixirten bürgerlichen Verhältnisses, meinen Geist und mein Herz zu nähren,“ schreibt er an seine Mutter am 1. Juli 1794), so muß er doch wohl gefühlt haben, daß ein Geist in ihm lebte, der ihn allem heitern Begnügen mit den engen und unschönen Verhältnissen entfremdete, in die ihn sein Schicksal gestellt hatte.

Der Aufenthalt im Hause der Frau von Kalb rückte den jugendlichen Dichter mit einemmale in den Mittelpunkt des geistigen Lebens, der geistigen Bewegung. Es waren weder gesunde noch erfreuliche häusliche Zustände, die Hölderlin beim Major von Kalb und seiner geistreichen Frau vorfand: eine Ehe, zu der die Frau aus Familien- und Vermögensrückichten gezwungen worden war, und die in jedem Augenblicke von jedem Sturme der Leidenschaft bedroht wurde, der durch die Seele der Titanide brauste, ein kränklicher Zögling, der den unerfahrenen Erzieher anfänglich durch körperliche Schönheit und zutrauliches Anschlußbedürfnis bestach, und bei dem er doch bald erkennen mußte, daß alle Mühe und Sorgfalt vergeblich sein würde, ein Haushalt, worin aristokratische Bedürfnisse und Gewohnheiten beständig mit der Notwendigkeit der Einschränkung stritten, gaben, wie lange sich auch der Hauslehrer darüber zu täuschen suchte, seiner Lage im Kalbschen Hause etwas gedrücktes. Dabei hatte er doch Ursache, die Energie des Geistes, die reiche Phantasie, die vorurteilslose Empfindung Charlottes zu bewundern, und war zu jung, die dunkeln Seiten in der Natur und der Seele der genialen und unglücklichen Frau klar zu erkennen. Charlotte zeigte sich gütig und teilnehmend, sie ehrte in dem jungen Hofmeister die bald erkannte poetische Begabung und den verwandten Geist, sie empfahl ihn an Schiller, Goethe und Herder, sie entschloß sich endlich, nachdem sie ihn schon im Oktober 1794 mit ihrem Sohne nach Sena geschickt hatte, ihn im Januar 1795 seiner Verantwortung als Erzieher zu entheben. „So erbot sich, meldete Hölderlin an seinen Freund Neuffer, die Majorin von selbst, meinemammer ein Ende zu machen, ich nahm sie beim Worte, sie wollte aber nicht, daß ich so plötzlich ginge, ich stellte ihr vor, daß ich meiner Gesundheit so bald möglich Ruhe schaffen, auch mein unterbrochenes Kolleg bei Fichte noch hören möchte, und sie gab endlich nach, versah mich noch mit Gelde auf ein Vierteljahr, will sonst alles thun, um mir einen längern Aufenthalt hier möglich zu machen, bat mich, ja aller Monate ein paar mal hinüber (von Sena nach Weimar)

zu kommen und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edeln Sinn und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich.“

Vom Oktober 1794 bis zum Juli 1795 dauerte Hölderlins Aufenthalt in Jena, wo Schiller eben von der Geschichte und der philosophischen Ästhetik zum poetischen Schaffen zurückkehrte und nebenbei die „Moren“ und seinen Musenalmanach herausgab, wo Fichte eben seine Wissenschaftslehre vom Katheder herab offenbarte, und wo sich aus ganz Deutschland die empfänglichste und hochstrebendste Jugend zu der Hochschule Johann Friedrichs des Großmütigen drängte. Der Gedanke Hölderlins, sich womöglich unter die Lehrkräfte dieser Hochschule zu reihen, war eine flüchtige Umwandlung und im Grunde ein Verkennen seiner wahren Natur, er blieb mit aller philosophischen und philologischen Bildung ein Poet, er konnte sich ja in jede andre als die künstlerische Bethätigung seines Geistes fügen, aber nicht einleben. Die Nähe dessen, was in seinen Augen groß und verehrungswürdig war, bewegte, ja erschütterte ihn aufs tiefste. Im November 1794 schon meldete er an Neuffer: „Ich habe jetzt den Kopf und das Herz voll von dem, was ich durch Denken und Dichten, auch von dem, was ich pflichtmäßig, durch Handeln, hinausführen möchte, letzteres natürlich nicht allein. Die Nähe der wahrhaft großen Geister und auch die Nähe wahrhaft großer, selbstthätiger, mutiger Herzen schlägt mich nieder und erhebt mich wechselseitig, ich muß mir heraus helfen aus Dämmerung und Schlummer, halb entwickelte, halb erstorbene Kräfte sanft und mit Gewalt wecken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Resignation meine Zuflucht nehmen soll, wo man sich mit andern Unmündigen und Unmächtigen tröstet, die Welt gehen läßt, wie sie geht, dem Untergange und Aufgange der Wahrheit und des Rechts, dem Blühen und Welken der Kunst, dem Tod und Leben von allem, was den Menschen als Menschen interessiert, wo man dem allen aus seinem Winkel mit Ruhe zusieht und, wenns hoch kommt, den Forderungen der Menschheit seine negative Tugend entgegenstellt. Lieber das Grab, als diesen Zustand. Und doch hab ich oft beinah nichts andres im Prospekt. Lieber alter Herzensfreund! in solchen Augenblicken vermiß ich oft recht Deine Nähe, Deinen Trost und das sichtbare Beispiel Deiner Festigkeit. Ich weiß, daß auch Dich zuweilen der Mut verläßt, ich weiß, daß es allgemeines Schicksal der Seelen ist, die mehr als tierische Bedürfnisse haben. Nur sind die Grade verschieden.“

(Schluß folgt)

